

***Gerd Neises***  
**Kriegsende in Berlin**  
**„Wie ich die Kapitulation 1945 erlebte“**

Tiefflieger 1944

Anfang Dezember 1944 in meiner Heimatstadt im Rheinland, gelegen im Dreieck von Mosel und Rhein, in der Nähe von Koblenz. Meine Mutter schickt mich zu einer Besorgung in den nahen Lebensmittelladen, auf der anderen Seite der Hauptstraße, die ins tiefer gelegene Zentrum unserer kleinen Stadt (ca. 10.000 Einwohner) führt. Ich bin 14. Ehe ich die Hauptstraße überquere, ein gewohnheitsmäßiger, prüfender Blick gen Süden. Und da sind sie schon wieder, die amerikanischen Tiefflieger, die uns, seitdem die Amerikaner in der Normandie gelandet sind, Tag und Nacht in Atem halten, zwei kleine, schwarze Punkte am Horizont. Einer von ihnen scheint in seinem Flug innezuhalten und bewegt sich nicht mehr, wird immer größer, ohne sich vom Fleck zu rühren. Ich weiß sofort, was das bedeutet, suche einen Mauervorsprung, werfe mich dahinter auf den Boden. Die Lightning, ein Jagdbomber mit zwei Rümpfen, heult heran, die Leuchtspurmunition zischt knatternd über meinen Kopf, sein Ziel ist der nahegelegene Bahnhof, zum Glück wirft er jedoch keine Bombe ab, Sekunden, die sich endlos dehnen, ich bin starr vor Angst, aber dann dreht er ab.

**Bombern, immer wieder  
Bomben**

Manchmal kommt ein ganzes Geschwader von Bombern. Wir sind fortwährend auf dem Weg zum „Bunker“, einem System von Stollen unter einer Lava-Schicht, die ausreichend Schutz vor den Bomben bietet. Nicht immer schaffen wir die paar hundert Meter dorthin. Einmal, erinnere ich mich, sind die Bomber schneller als wir, wir flüchten uns in den Keller von halbfertigen Neubauten an der Straße, die zum Bunker führt. Wir haben die kleine Tochter unserer Nachbarn bei uns, die wie am Spieß schreit, meine Mutter wiederholt ununterbrochen: Wenn wir hier verschüttet werden, kommt niemand auf die Idee, uns rauszuholen. Ich bin unwillig, beuge mich aus dem Kellerfenster, sehe die Bomber und die Bomben, die sie fallen lassen und die erst ein ganze Stück mit den Flugzeugen zu fliegen scheinen, ehe sie ihren todbringenden Weg nach unten nehmen und mit entsetzlichem Krachen detonieren. Das kleine Mädchen schreit noch lauter, ich fahre es schließlich an, die Gefahr sei vorbei. Wir stürzen heraus, erreichen den schützenden Bunker, ehe erneut Bomben fallen.

Im Dezember wird das zu unserem hektischen Lebensrhythmus. Dazu gehört, dass das Kochen von Mahlzeiten auf dem Gasherd zu einer Art von russischem Roulette wird: Einerseits darf man den Gasherd keinen Augenblick aus den Augen lassen - seit der Gaskessel des Gaswerks durch eine Bombe zerstört wurde, pumpt man Gas (damals noch das überaus giftige Monoxyd) direkt in die Leitung, was immer wieder zu Druckabfall führt, der die Flammen des heimischen Herdes verlöschen lässt. Wenn aber das Gas wieder kommt, dann gab es keinerlei Sicherheit, es kann ungehindert ausströmen, wenn nicht jemand dabei bleibt und gleich wieder die Flamme zündet! Wenn also die Kartoffelsuppe auf dem Herd stand und schon wieder Flugzeuge im Anflug waren, dann war die fatale Alternative: entweder die einzige warme Mahlzeit des Tages im Stich lassen, also den Gashahn zudrehen, oder zu riskieren, dass man den Bunker nicht mehr rechtzeitig erreicht. (Dass unter diesen Umständen meine Mutter es schaffte, Weihnachtsplätzchen zu fabrizieren, erscheint mir heute als ein Wunder ...)

## Leben im Chaos

Weihnachten 1944 kam mein Vater nach Hause. Er brauchte keinen Militärdienst zu leisten, da er als Leiter der Molkereigenossenschaft für ein „kriegswichtiges“ Versorgungsunternehmen verantwortlich war (wovon wir als seine Familie den ganzen Krieg über profitiert hatten, gehörte doch ein „Deputat“ von Milch, Butter und Käse jenseits der Lebensmittelmarken zu seinem Gehalt). Im Oktober 1944 jedoch musste er zu Arbeiten an den „Westwall“, die Verteidigungslinie gegen die heranrückenden Amerikaner. Nach zwei Tagen „Heimaturlaub“ war er einem Nervenzusammenbruch nahe - angesichts unserer Lebensumstände. Er schwor, nicht eher wieder an die „Front“ zurückzukehren, bis er seine Familie in Sicherheit wisse.

## Mein Vater dreht durch

Er organisiert also die erste Etappe unserer „Flucht“, sie sollte letzten Endes zu meinen Großeltern in der Nähe von Berlin führen. Die hatten immer wieder geschrieben, dass bei ihnen alles ruhig sei, die feindlichen Bomber flögen ja nur nach Berlin, in ihrer Stadt, Brandenburg an der Havel (ca. 50 km westlich von Berlin) sei noch nie eine Bombe gefallen.

Drei Tage nach Weihnachten also der Aufbruch. Mein Vater hat einen Lastwagen der Wehrmacht aufgetrieben, der nach Frankfurt am Main fahren soll. Auf seiner Ladefläche steht ein „Volkswagen“, im Grunde ein weiteres Militärfahrzeug. Die Leute, die mit uns diese Fahrgelegenheit haben, schlagen ein Fenster dieses Fahrzeugs ein. Meine Mutter bekommt einen Platz darin, meine kleine

## Die Flucht

Schwester auf den Knien. Ich finde nur einen Platz auf dem Trittbrett des geladenen Fahrzeugs.

Es war eine irrwitzig kalte Nacht - schätzungsweise 20 Grad minus. Zum Glück war es kein offener Lastwagen, die allseitige Plane bot wenigstens ein wenig Schutz, die Kälte hielt mich wach, es war sicher die kälteste Nacht meines Lebens. Aber der Lastwagen brachte uns tatsächlich an den Frankfurter Hauptbahnhof - mit der Aussicht, von dort einen Zug nach Berlin zu erreichen.

Wir begaben uns erst einmal in den Bahnhofsbunker, wo es so warm war, dass ich gleich einschlief. Die Erkundigungen meiner Mutter ergaben, dass der Zug nach Berlin nicht über den Hauptbahnhof fuhr, sondern nur über Frankfurt-Süd verkehrte. Gegen 6 Uhr stiegen wir also nach oben in einen eiskalten Zug nach Frankfurt-Süd. Kaum hatten wir Platz genommen, verlöschten alle Lichter im Hauptbahnhof - Fliegeralarm. Wir verließen also wieder den Zug, ein unwahrscheinliches Gedränge am Eingang zum Bunker - ich sehe noch meine kleine Schwester, die verzweifelt ihre Puppe an sich drückte, während ihr in dem Gedränge die Mütze vom Kopf gerissen wurde. Dann, nach einiger Zeit „Entwarnung“, wir wieder nach oben, aber der Zug war weg. Wir nahmen also die Straßenbahn, die, was mich erstaunte, zwischen den endlosen Trümmern rechts und links, tatsächlich zum Südbahnhof fuhr.

**Im zerstörten Frankfurt**

Auf dem Bahnsteig in Frankfurt-Süd Hunderte von Leuten; das Gerücht geht um, dass am Abend vorher sehr viele zurückgeblieben seien, weil der Zug rechtlos überbesetzt war. Der Zug nach Berlin kommt, zu unserem Glück hält ein Waggon der ersten Klasse direkt vor uns. Wir stürmen hinein, meine Mutter und meine Schwester fanden einen Platz in einem Abteil mit freundlichen Leuten (Offizieren), ich sitze auf dem Gang.

**Mit dem Zug nach Berlin**

Aber der Zug setzt sich nicht in Bewegung, es gibt erneut Fliegeralarm. Wir harrten aus, Motorengeräusch, dann entfernte Bombeneinschläge, die Fenster klirren - ich sitze da, vorne über geneigt, in der stoischen Einstellung, die ich mir in den Tieffliegersituationen angeeignet hatte. Dann fahren wir doch noch ab, der Zug bremste wieder plötzlich - die Strecke vor uns war von Bomben zerstört. Aber wir kamen auf Umwegen schließlich doch nach Berlin, wo wir am nächsten Morgen mit 12 Stunden Verspätung eintrafen.

Wir nahmen die S-Bahn nach Potsdam, wo meine Mutter die Fassung verlor - angesichts eines mit elektrischen Kerzen strahlenden Christbaums im Wartesaal, wie im tiefsten Frieden. Das war auch die Situation in Brandenburg - wenn es nachts Fliegeralarm gab, hatte meine Großmutter (ich war bei den Großeltern untergebracht, meine Mutter mit meiner Schwester bei meiner Tante) alle Mühe, mich davon abzuhalten, in den Luftschutzkeller zu stürzen. Man fühlte sich noch vollkommen sicher.

## Ankunft in Brandenburg

Meine ordnungsliebende Mutter wollte uns, schon wegen der Lebensmittelkarten, gleich beim Einwohnermeldeamt eintragen lassen - aber mein Großvater, eingeschworener Anti-Nazi, zeigte mit dem Finger auf mich und war strikt dagegen. Erst später verstand ich, dass er mir vielleicht so das Leben gerettet hat - er sah wohl, dass man bereits dabei war, für das letzte Aufgebot, den „Volksturm“ in der Nazi-Terminologie, auch uns Kinder als Soldaten zu rekrutieren.

Aber er war, absolut preußisch in seiner Gesinnung, unerbittlich dafür, dass ich trotzdem zur Schule ging. Die Anmeldung machte, wohl mit einigen Ausflüchten, wir wären ausgebombt und ohne Papiere, keine Schwierigkeiten. Und so besuchte ich noch einige Wochen das renommierte von Saldern-Gymnasium. Ich erinnere mich, dass die Lehrer dort sehr viel mehr nazistisch eingestellt waren, als in meiner Heimatschule; im Biologie-Unterricht wurden wir mit der „Rassenlehre“ traktiert, aber über allem lag schon so etwas wie eine lähmende Endzeitstimmung - kein Wunder: Von unserem Klassenzimmer sahen wir auf die Havelbrücke, an deren Pfeilern, an Stricken baumelnd, Pioniere mit Pressluftschlämmern Löcher in die Pfeiler bohrten, für den Sprengstoff, mit dem schließlich, getreu dem Grundsatz von der „verbrannten Erde“, bei Annäherung des Feindes die Brücke in die Luft gejagt werden sollte ...

## Schulbesuch

Auf dem Heimweg von der Schule ging ich regelmäßig an dem Schaukasten unter den Kolonaden des sogenannten „Kurfürstenhauses“ gegenüber dem Rathaus vorbei, in dem die neuesten Nachrichten angeschlagen waren. So wusste ich, trotz aller verharmlosenden Umschreibungen („Frontbegradigung“, „strategischer Rückzug“ u.ä.) dass meine Heimatstadt im Rheinland von den vorrückenden Amerikanern besetzt worden war.

**Die Front rückt  
naher**

Von unserem Vater hörten wir nichts mehr, ich litt darunter und stand oft vor einer Fotografie in der Wohnung der Großeltern, die ihn im Alter von 29 Jahren, als jungen Mann, zeigt. Ich hatte Tränen in den Augen. Die Nachrichten machten aber auch beunruhigend klar, dass die Front im Osten unerbittlich näher rückte. Mein Großvater wurde immer schweigsamer, die pubertären Auseinandersetzungen mit ihm freilich, in die meine Großmutter beschwichtigend eingriff, waren an der Tagesordnung.

Am Karsamstag 1945 (31. März) begab ich mich früh morgens zum Gottesdienst in die katholische Kirche. Meine Großeltern gehörten zu dieser kleinen Gemeinde, sie waren Ende des 19. Jahrhunderts aus den westpreußischen Provinzen Polens hierher eingewandert, mein Großvater ohne Zweifel „deutschstämmig“ - aber meine Großmutter im Gegensatz dazu ohne Zweifel polnischer Abstammung. Schon früh wurde mir immer wieder eingeschärft, ich müsste immer sagen, wenn ich danach gefragt würde, dass sie selbstverständlich Deutsche sei; das verwirrte mich, denn wenn sie mit meiner Tante über Dinge sprach, die ich wohl als Kind nicht mitbekommen sollte, dann benutzte sie die polnische Sprache ...

**Eine kleine katho-  
lische Gemeinde**

Diese kleine katholische Gemeinde war einigermaßen widerständig, was den Nationalsozialismus anging. Zu Beginn des Krieges hatte ihr Pfarrer in einer Predigt Dinge geäußert, die ihn ins KZ brachten, wo er von der SS ermordet wurde. Jetzt, 1945, kühnere sich ein junger, tapferer Kaplan unter dem Vorwand der Seelsorge um die ausländischen Jungen, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt worden waren. Diese Jungen, nur wenig älter als ich, suchten in den Mülltonnen nach irgendetwas Essbarem, wobei sie in diesem bitterkalten Winter oft ohne Schuhe im Schnee herumtappten..

Ich erinnere mich, dass ich einmal meinen Großvater hinter der Tür belauschte, wie er einen Mitbewohner, einen jungen Familienvater, der in einer Waffenfabrik „dienstverpflichtet“ war, eindringlich ermahnte, nur ja vorsichtig zu sein - dieser Herr Thiel steckte heim-

**„Fremdarbeiter“**

lich solche Jungen an seinem Arbeitsplatz ab und zu ein bisschen trockenes Brot zu - viel mehr hatte ja auch er nicht. Es was bei Androhung härtester Strafen verboten. Ich verdanke diesem tapferen Mann, worüber noch zu berichten sein wird, wahrscheinlich mein Leben!

Im übrigen war diese katholische Gemeinde, Ort eines unspektakulären Widerstands, auch der Platz für „romantische“ Ereignisse in jener so grausamen Zeit: meine Lieblingscousine Magda lernte hier den niederländischen Jungen Paul kennen und lieben, der den Fahrnissen jener Zeit glücklich entkam - sie konnten in Holland nach dem Krieg ihre Familie gründen, sie hatten viele Kinder, und Magda hat mir bei einem Wiedersehen 1990 versichert, dass für sie doch die Erinnerungen an diese Zeit allmählich verblast seien.

Zum Gottesdienst gehörte eine Prozession um die Kirche, bei der ich, schlotternd vor Kälte, ein hölzernes Kreuz zu tragen hatte. Danach eilte ich durch den glasklaren, eiskalten Morgen nach Hause, und begab mich gleich an den Radioapparat im Keller. Ich hatte die sogenannten „Flaksender“ abzuhören, auf denen die Bewegungen der feindlichen Bomberverbände präzise angegeben wurden. Ich war im Besitz der Entschlüsselung für die Meldungen, ein Soldat der „Flak“ („Flugabwehr“) hatte mich in das primitive System eingeweiht. Die deutsche Luftabwehr war gegenüber diesen Angriffen, militärisch gesehen, fast völlig hilflos, hatte aber dafür ein perfektes Meldesystem eingerichtet: In einem Bunker standen auf der einen Seite vor einer riesigen Glasscheibe sog. „Flakheldern“, die die Flugbewegungen, die ihnen von Beobachtern gemeldet wurden, mit farbiger Kreide eintrugen; auf der anderen Seite standen Sprecher, die auf Sendern der Langwelle den jeweiligen Standort der anfliegenden Bomber bekannt gaben. Das Koordinatensystem war einfach: Deutschland war, entsprechend dem geografischen Längen- und Breitengrad, in Quadrate eingeteilt, horizontal und vertikal mit Buchstaben bezeichnet, und noch einmal in neun kleinere durchnummerierte Quadrate unterteilt waren. Brandenburg lag in „Marta-Nordpol-sechs“.

„Flaksender“

Eine erste Welle von Bombern („Anflug rot“) wurde bereits über der deutschen Grenze im Westen gemeldet, bewegte sich langsam in Richtung auf Berlin. Ich hatte auf einer Schiefertafel das „Koordinatensystem“ eingerichtet und trug mit roter, dann, für die zweite und dritte Welle, mit blauer und grüner Kreide die Meldungen ein. Während sich die Bomber weiter in Richtung Berlin bewegten, beruhigte mich die Meldung, dass sich in unserem Luftraum in großer Höhe zwei feindliche Flugzeuge bewegten, ich Wüste so-

gleich, was das bedeutete: diese Flugzeuge hatten die Aufgabe, für den Abwurf der Bomben ein Viereck mit Rauchzeichen zu markieren, über dem die todbringenden Bomber ihre Last abzuwerfen hatten. Ich zitterte vor Angst, hoffte aber inständig, dass die Bomber weiter nach Berlin fliegen würden. Als aber die Spitze von „Anflug rot“ sich auf meiner Tafel genau nördlich von uns befand, machten die Verbände eine Schwenkung nach Süden, die aufgeregte Stimme des Sprechers wiederholte mehrmals: „Warnung für Marta-Nordpol-sechs“, es gab keine Hoffnung mehr, diesmal waren wir das Ziel! Ich stürzte aus dem Keller, alarmierte mir meiner Trillerpfeife die Hausbewohner, die in den Keller stürzten, in die aufheulenden Sirenen mischte sich bereits das bedrohliche Brummen der Flugzeugmotoren, dann fielen die ersten Bomben ...

Dieser Luftangriff ist neu für mich, ich hocke in einem Winkel des Luftschutzkellers, den Kopf auf den Knien, während Todesangst in mir hoch kriech und meinen Stoizismus aufrisst. Dennoch bin ich, während des Krachens der Bomben-Einschläge, noch imstande, Beobachtungen anzustellen: Die niedersausenden Bomben verursachen ein Geräusch, als ob ein ganzer Wagen von Blechbüchsen ausgeschüttet würde, je länger dieses Geräusch zu hören ist, um so entfernter schlagen die Bomben ein. Nur, wenn das Geräusch, verbunden mit einem bedrohlichen Aufheulen, ganz kurz ist, schlagen die Bomben ganz in der Nähe ein. Der Abstützbalken des Kellers schwankt bedrohlich, der Druck der Explosionen lässt die letzte Kerze verlöschen und verursacht ein Gefühl, als ob einem die Lunge herausgezogen würde ...

Die Tortur dauert etwa zwanzig Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkommen, dann Stille, nur das Geräusch sich entfernender Flugzeugmotoren. Die Menschen im Keller erfasst Panik, alle wollten nach draußen, ich schreie: „Aber das war doch erst der Anflug rot!“ Mein Großvater versteht mich irgendwie, drängt die Leute wieder in den Keller zurück. Und schon hört man wieder dieses bedrohliche, sich nähernde Brummen der Flugzeugmotoren, wieder beginnen die Bomben zu fallen, aber ich beginne Hoffnung zu schöpfen, denn das Scheppern dauert nun erheblich länger, die Explosionen kommen uns nicht mehr so nahe. Aber dann kommt die dritte Welle und diesmal schlagen ununterbrochen die Bomben ganz in der Nähe ein. Ich bin starr vor Angst.

Aber dann war es schließlich vorbei. Das Geräusch der Flugzeugmotoren entfernte sich endgültig, man hörte nur ein leises Knistern

im Mauerwerk und das Keuchen der geplagten Lungen. Diesmal gab es keine Panik - nur eine Frau sagte, offenbar in der Annahme, das wir unter den Trümmern unseres Hauses verschüttet waren: „O Gott, wer holt uns hier raus ...“ Als erster fasst sich wieder mein Großvater, öffnet die Tür des Luftschutzkellers und stürzt hinaus. Ich springe auf und folge ihm mit weichen Knien, wir gelangen ins Freie, unser Haus ist nicht zerstört! Draußen ist es stockdunkel, am helllichten Vormittag, infolge des Rauchs und Staubes. Schreiende Leute eilen über die Straße, im Nachbarhaus brenne der Dachstuhl! Wir stürzen die Treppe hinauf, oben brennt es, ich greife nach einer der Patschen, tauche sie in den Wassereimer und beginne auf die Flammen einzuschlagen. Doch dann beginnt sich alles um mich herum zu drehen und ich verliere das Bewusstsein. Ich komme wieder zu mir auf dem Bett der Großeltern, meine Großmutter neben mir, ich will wieder hoch, schreie: „Wir müssen das Feuer löschen!“, aber meine gute Großmutter drückt mich mit sanften Händen zurück: „Nun beruhige dich doch, der Brand ist längst gelöscht!“

Dass Brandenburg an der Havel mit seinen knapp 100.000 Einwohnern nun auch Ziel der alliierten Bombenangriffe geworden war, hatte erhebliche Zerstörungen in der Stadt zur Folge. Auch unser Gymnasium war von einer Bombe getroffen worden, wir versuchten zusammen mit unseren Lehrern in dem halb zerstörten Gebäude die Bücher der Schulbibliothek in Sicherheit zu bringen, wurden aber schnell von der Feuerwehr davon wegen der Einsturzgefahr davon abgehalten. Unterricht war nicht mehr möglich, eine schreckliche Lähmung legte sich über das alltägliche Leben - in Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten.

In einer Aprilnacht, ich verfolgte routinemäßig an meinem Radio die Meldungen, war Potsdam das Ziel des Bombenangriffs. Aufgeregte Hausbewohner im Hof, im Osten sind die sogenannten „Christbäume“ zu sehen, die an Fallschirmen hängenden Leucht-kugeln, die für die Bomber das Angriffsziel markieren. Ein starker Ostwind treibt die Markierungszeichen auf uns zu, die Bombeneinschläge kommen näher. Zum Glück ist der Angriff aber zu ende, ehe er uns erreicht. Wir sind noch einmal davongekommen. Aber wenige Tage später waren wir erneut Ziel eines direkten Angriffs. Es war alles wie beim ersten Mal, ich verspürte wieder Todesangst, beobachtete auch dieses Mal das Geräusch der scheppernden Bomben, die mal entfernter, mal näher bei uns einschlugen. Als es vorbei war, stürzten wir wieder hinaus auf die Straße, unsere Häuserzeile war unbeschädigt, es gab nicht einmal einen Brand zu löschen. Zurückblieb die dumpfe Erwartung, wann es auch uns erwischen würde.

Ich ging jeden Tag an den Schaukasten, in dem die Meldungen angeschlagen waren. Die Parolen überdeckten nur schlecht die Wahrheit: die Amerikaner näherten sich der Elbe, schon bald war im Westen der Geschützdonner zu hören, die Rote Armee stand im Osten an der Stadtgrenze von Berlin! Über die Straßen der Stadt eilten Einheiten der Wehrmacht in Richtung Westen, offensichtlich in völliger Auflösung begriffen. Meine Mutter war sehr aufgeregt und machte Anstalten, sich mit uns auf die Flucht zu machen. Mein Großvater aber, der davon überzeugt war, die Alliierten würden sich in Berlin treffen, um mit Hitler und dem Dritten Reich ein Ende zu machen, hielt sie davon ab. Aber die Amerikaner, nun schon fast sehnsüchtig erwartet, kamen nicht.

**Die Front rückt  
immer näher**

Am Morgen des 20. April, „Führers Geburtstag“, sitze ich wieder im Keller am Radioapparat, um die Meldungen abzuhören. Aber es bleibt ruhig, keine Anflüge. Um mir die Zeit zu vertreiben, drehe ich am Knopf, und werde, auf einer noch existierenden Welle des „Großdeutschen Rundfunks“, ganz zufällig Zeuge einer Rede von Goebbels. Ich erinnere mich genau, wie er, ganz im Gegensatz zu seinem üblichen, lautstarken Tonfall, recht kleinlaut begann, vielleicht wäre es das letzte Mal, dass er sich an die „Volksgenossen“ wenden könnte. Dann aber kamen wieder Durchhalteparolen.

**Das Ende kündigt  
sich an**

Schlagartig wurde mir in diesem Augenblick klar, dass das bittere Ende bevorstand. Seit den Tieffliegerangriffen in der Heimat, den Todesängsten, die ich dabei empfunden hatte, wollte ich keinen Gedanken mehr auf „diesen ganzen Erwachsenen-Kram“ verwenden, das Räsonieren überließ ich dem Großvater, dessen Wut auf das Hitler-Regime immer stärker wurde. Ich schaltete einfach ab, entwarf auf dem Papier, weil wir das gerade im Physik-Unterricht durchgenommen hatten, immer kompliziertere Fernrohre. Aber von diesem Augenblick ab konnte ich mich nicht mehr einfach in mich zurückziehen, obwohl ich immer wieder in meine Träume zu entfliehen versuchte. Bei allen Auseinandersetzungen mit meinem sehr autoritären Großvater, begann ich seine Abneigung gegen die Nationalsozialisten, seinen Hass auf sie, die uns das eingebrockt hatten, zu teilen. Zum Glück war ich noch zu jung gewesen, um empfänglich zu sein für die ideologischen Einflüsterungen des Nationalsozialismus, am „Dienst“ in der „Hitlerjugend“ hatte mich eigentlich nur die Pfadfinder-Spielereien interessiert. Ich gehörte jetzt sowieso nicht mehr dazu - zu meinem Glück und dank meines Großvaters; denn eine ganze Reihe von Klassenkameraden im Brandenburger Gymnasium kamen als Hitlerjungen beim „Volksturm“ in den allerletzten Tagen des Krieges ums Leben.

**Ich beginne zu be-  
greifen ...**

Sechs Tage später schlägt wie eine Bombe die Nachricht ein, dass in einem Dorf, zwanzig Kilometer östlich der Stadt, ein sowjetischer Panzer aufgetaucht sei, offenbar die Vorhut der Roten Armee! Der Vers, den wir uns darauf machen, sollte sich später als richtig erweisen: im Kampf um die „Reichshauptstadt“ waren Einheiten der Roten Armee südlich von Berlin vorgestoßen, um den „Belagerungsring“ zu schließen ...

**Die Rote Armee  
steht vor der Tür!**

Am Tag danach, am 27. April, ich befinde mich gerade auf der Toilette, sehe ich durch das Fenster auf dem flachen Dach einer nahen Fabrik deutsche Soldaten, die mit Ferngläsern die Gegend in Richtung Osten absuchen. Plötzlich erhebt einer von ihnen seinen Arm und feuert eine Reihe von roten Leuchtkugeln in die Luft. Augenblicklich beginnen die Sirenen zu heulen, diesmal fünf Minuten lang - und das bedeutet „Panzeralarm“, sowjetische Panzer haben die Stadtgrenze erreicht!

Die Hausbewohner stürzen nach unten in den Luftschutzraum, schleppen Matratzen und ein paar Habseligkeiten herein - für eine lange Zeit wird der Keller für uns zum Zufluchtsort. Schon beginnt der Beschuss, besonders heimtückisch sind die Geschosse, die aus primitiven „Granatwerfern“ abgefeuert werden - die Soldaten brauchen nichts anderes zu tun, als in ein einfaches Rohr die Granate herunterrutschen zu lassen, ein Zündsatz schleudert sie auf ihre ballistische Bahn, und sie fallen lautlos vom Himmel, explodieren am Boden und jagen ihre tödlichen Metallsplinter in die Gegend (als alles vorbei war, haben wir anhand der herumliegenden Führungsaufsätze der Granaten vier Einschläge pro Quadratmeter gezählt!). Wir sitzen also in der Falle, zumal in den Bäumen auf der anderen Seite der Havel Scharfschützen sitzen, die auf alles feuern, was sich bewegt.

**Die Belagerung be-  
ginnt**

Unsere Lage war einigermaßen erträglich, weil am Ende der Häuserzeile, wohin wir dank der Mauerbrüche gelangten, ein braver Bäcker in seiner Backstube im Keller für uns alle Brot buk. Problematisch war das Trinkwasser - im Garten befand sich eine Wasserpumpe, in der Waffenruhe im Morgengrauen musste ich mich, zitternd vor Angst, dorthin mit einem Wassereimer schleichen. Wenn dann wieder einmal eine Leuchtkugel alles in ihr gleißendes Licht tauchte, warf ich mich auf den Boden, während die Einschüsse der Scharfschützen um mich herum einschlugen - aber letztlich brachte ich doch jedes Mal den Wassereimer wieder gefüllt in unseren Keller. In der ersten Nacht schlich ich mich, trotz der damit verbundenen Gefahren, mit meinem Großvater auf den Dachboden unseres Hauses. In südlicher Richtung stand die Stadt

**Eingeschlossen in  
die Frontlinie**

in hellen Flammen. Es war die Gegend, in der sich auch die Werkstatt meines Großvaters befand, mitsamt den Kaninchen in den Ställen, die uns ein wenig mit Fleisch versorgt hatten. Mein Großvater sagte verbittert: „Das ist ja nun wohl alles dahin!“

Es gab einige dramatische Situationen. Am dritten Tag bricht im Lager des Hausbesitzers im Hof unseres Hauses, er war Bauunternehmer, infolge des Beschusses ein Brand aus. Mein Großvater und der beherzte Herr Keller, löschen, trotz der Gefahr durch die Granaten, die Flammen und verhüten so schlimmeres. Am fünften Tag entdecken wir in der Tordurchfahrt ein Bündel „Panzerfäuste“, eine Art von höchst explosiven Raketengeschossen, mit denen es deutschen Soldaten mit einigem Erfolg immer wieder gelingt, sowjetische Panzer außer Gefecht zu setzen. Wieder sind es mein Großvater und Herr Keller, die diese gefährlichen Dinger in den Garten und damit außer Reichweite bringen.

Von deutschen Soldaten ist im übrigen wenig zu sehen, mit Ausnahme jener Patrouillen von SS-Leuten, die regelmäßig alles durchkämmten auf der Suche nach Deserteuren, die sie, wenn sie erwischt werden, augenblicklich erschießen. Diese SS-Männer tragen auf der Brust ein Blechschild, an einer Kette um den Hals baumelnd - „Kettenhunde“ werden sie prompt genannt. Am zweiten Tag taucht im Keller unser Herr Thiel auf, dem es gelungen ist, sich vom „Volkssturm“ davon zu machen. Wir machen uns unverzüglich daran, seine verräterische Militär-Jacke im Waschkessel in der Waschküche nebenan zu verbrennen, was uns schließlich gelingt, ohne dass die Kettenhunde und dabei erwischen ...

Im übrigen schleicht die Zeit dahin, im dunklen Keller, wo schlechterdings nicht mehr zu unterscheiden ist, zu welcher Tages- oder Nachtzeit wir uns gerade befinden, wir dämmern in der feuchten, muffigen Luft dahin, immer wieder aufgeschreckt durch die Explosionen draußen. Der einzige Einschnitt ist die Zeit des Morgengrauens, wenn ich mit dem Wassereimer hinaus zur Pumpe im Garten muss.

In dieser bleiernen Stimmung machen Gerüchte die Runde von Hitlers „Wunderwaffen“, die die Wende bringen würden - auch noch, was die Leute nicht wissen konnten, als Hitler und Goebels sich mitsamt ihren Angehörigen schon umgebracht und damit allen Konsequenzen ihrer Untaten entzogen haben, und als Berlin schon gefallen ist. Mit diesen Erwartungen verbinden sich erstaunliche Hoffnungen (in denen sich schon der „Kalte Krieg“ der Nachkriegszeit ankündigt): Nun würden wir mit den Amerikanern gegen „die Russen“ gehen ...

**Dramatische Situationen**

**10 Tage in der „Hauptkampflinie“**

Aber schließlich kommt dann doch jener Morgen, an dem allen schlagartig klar wurde, dass eine entscheidende Änderung bevorsteht: es bleibt, unerwartet, völlig ruhig, keine Granaten-Explosionen mehr, Stille.

**Ein Lebensmittellager wird geplündert**

Aus unserer Lethargie reißt uns dann die Nachricht, dass ganz in der Nähe ein Lebensmittellager geräumt werde. Auch mein Großvater und ich stürzen dorthin, ich einigermaßen verblüfft darüber, dass „draußen“ hellichtem Tag ist. Ich schnappe bei der Plünderung eine schwere Kiste, deren Inhalt laut Aufschrift „Butterschmalz“ enthält (ein unglaublicher „Schatz“ in unserer Lage!), mein Großvater schleppt einen enormen Käselaiab davon, an der Kellertreppe kann er ihn nicht mehr halten, er rollt hüpfend und mit Getöse die Treppe hinunter und zerschellt unten - ich kann mir kaum das Lachen angesichts der Szene verbeißen. Aber das Lachen soll mir schnell vergehen!

Wir eilen erneut zu dem Lager, dort stecke ich meine vorwitzige Nase aus der Tür zum Neustädtischen Markt hinaus - und da sehe ich sie, die ersten Rotarmisten, ich registriere erstaunt, dass sie keine Stahlhelme tragen, sondern Ledermützen (solche, wie sie die frühen Autofahrer der Zwanziger Jahre in ihren offenen Wagen trugen). Ich nehme meine Beine in die Hand und stürze ohne Beute zurück in den Keller. Wenige Minuten später sind sie dann da, zwei stehen mit ihren Maschinengewehren im Eingang des Luftschutzkellers, schreien uns unverständliches. Ich schließe wieder einmal mit meinem Leben ab, das muss endgültig das Ende sein. Aber mein Großvater beginnt polnisch und mit ein paar Brocken russisch mit ihnen zu verhandeln: sie wollen nur wissen, wozu die Mauerbrüche gut sind, sie vermuten dahinter offenbar etwas militärisches, geben sich dann aber mit den Erklärungen meines unerschütterlichen Großvaters zufrieden und verschwinden wieder. Wir haben kaum Zeit erleichtert aufzuatmen, dann kommen schon wieder welche, die uns schreiend aus dem Keller herauswinken.

**„Die Russen kommen“**

Wir klettern durch den Mauerdurchbruch ins Nachbarhaus, und von dort ins Freie. Rotarmisten empfangen uns im Halbkreis, mit ihren schrecklichen Maschinenpistolen im Anschlag (auf ihnen befindet sich oben ein rundes Magazin mit den Patronen). Zitternd vor Todesangst registriere ich, dass es sich jetzt offenbar um gewöhnliche Soldaten handelt, junge Burschen mit kahlgeschorenen Köpfen, von kleiner Statur, in diesen „Russenkitteln“, die um die Hüften von einem eng sitzenden Koppel zusammen geschnürt werden, so dass der Rest des Kittels wie ein Rock um ihre Hüften steht. Wir

**Die Vertreibung aus der Stadt**

sind darauf gefasst, von ihnen erschossen zu werden, aber sie kontrollieren nur unsere Arme und nehmen uns unsere Armbanduhren ab, winken uns dann auf die Straße, wo sich ein Zug von elenden, grauen Zivilisten formiert. Die Häuserzeile mit unserm Haus steht noch bis zu dem Knick, ehe die Straße in die breite St. Annenstraße mündet. Danach aber nur noch die Ruinen ausgebrannter Häuser. Die Rotarmisten treiben uns weiter, wir steigen über die mit Trümmerstücken überesähte Straße. Die Luft ist geschwängert mit Rauch und einem entsetzlichen Gestank - das muss Leichengeruch sein. Wenige Schritte nach dem Knick liegt auf der Straße Albert, ein gleichartiger Spielgefährte von mir, der offenbar beim Versuch, die Straße zu überqueren, in eine Maschinengewehrgarbe gelaufen ist. Seine Schädeldecke ist aufgerissen, sein Gehirn quillt hervor, seine toten Augen starren fassungslos in die Gegend.

Uns bleibt keine Zeit, bei dem toten Jungen zu verweilen, die Soldaten treiben uns weiter, auf der Hauptstraße ein noch brennender russischer Panzer. An ihm vorbei wälzt sich ein gewaltiger Zug von Menschen, in den wir uns einordnen. Meine Mutter hat offenbar in dem feuchten Keller ein „Hexenschuss“ erwischt, sie kann sich kaum bewegen, meiner Großvater und ich haben sie unter den Armen gepackt, und schleifen sie mehr als wir sie tragen voran. Am Ende der Straße, kurz vor der in Trümmern liegenden Brücke, hält uns eine Patrouille an. Einer der Soldaten schreit mich an: „Soldbuch!“ - sie vermuten in mir einen deutschen Soldaten. Mein Großvater versucht, diesmal ohne Erfolg, ihnen zu erklären, dass ich erst 14 bin, sie machen alle Anstalten, mich gefangen zu nehmen. Und dann geschieht ein Wunder. Aus einer Gruppe von Rotarmisten auf der anderen Straßenseite löst sich einer los und rennt auf uns zu, fällt unserem Herrn Thiel um den Hals - es ist einer der Jungen aus der Fabrik, dem Herr Thiel heimlich etwas zu essen zugesteckt hatte, und dem es offenbar gelungen war, sich in die Reihen der Roten Armee einzureihen. Er organisiert ein Packet mit Lebensmitteln für den Säugling der Thiels und gleichzeitig ein Fahrrad, um den Schatz zu transportieren - Herr Thiel macht dem Jungen, der etwas deutsch gelernt hat, schnell klar, dass ich kein Soldat bin, und so lässt uns die Patrouille weiterziehen.

Wir haben keine Ahnung, wohin uns unser Weg führt, keiner spricht ein Wort. Ich bin überzeugt (die nazistische Gräuelpromaganda tut noch ihre Wirkung!), dass wir nun geradewegs nach Sibirien transportiert werden. Wir kletterten über die halb im Wasser liegenden Trümmer der Havelbrücke, wanken dann weiter auf der Landstraße aus der Stadt hinaus. Plötzlich sind keine Soldaten mehr zu sehen, wir bewegten uns dennoch automatisch weiter, bis zu einem nahe gelegenen Waldstück, in dem wir schließlich Zuflucht

suchen. Wir sind sehr erschöpft, aber doch erleichtert, dass man uns in Ruhe lässt. Zwar sind in der Ferne Schüsse zu hören, und ab und zu streicht eine MIG (ein sowjetischer Jagdbomber) über die Baumwipfel, aber wir fühlten uns einigermaßen in Sicherheit. Was uns jetzt drohte, ist eine überaus kalte Mainacht mit frostigen Temperaturen. Wir versuchen, uns aus Zweigen eine notdürftige Unterkunft herzustellen - aber ich liege die ganze Nacht wach vor Kälte und Angst.

Am nächsten Morgen sagt mein Großvater, so könne es nicht weitergehen, er wolle nachsehen, ob wir nicht doch in die Stadt zurückkehren könnten. Ich weiß nicht mehr zu sagen, ob es meine Idee war, ihn zu begleiten, oder ob er mich einfach am Arm nahm, und sich zusammen mit mir und Herrn Keller aufmachte. Wir laufen also die Landstraße zurück, kein Soldat ist zu sehen, bis zur der zerstörten Brücke. Dort aber steht ein Trupp Rotarmisten, die uns misstrauisch entgegen sehen. Wir heben unsere Arme in die Höhe und nähern uns zaghaft den Soldaten. Etwa 50 Meter an sie herangekommen, beginnen sie plötzlich zu schreien und mit ihren Maschinenpistolen zu fucheln. Wir kehren erschrocken um und rennen auf der Landstraße zurück. Sie schießen nicht auf uns, wir kehren wohlbehalten, mit schlotternden Knien, in den Wald zurück.

Nun aber stellt sich ein neues Problem - wir haben nichts zu essen und zu trinken. Mein unerschütterlicher Großvater hat ausgekundschaftet, dass sich am anderen Rand des Waldstücks ein verlassener Hof befindet, wir schleichen uns hin, alles erscheint ruhig, keine Soldaten. Im Keller des Haus finden wir genügend Essbares und raffen zusammen, was wir nur halten können. Da, plötzlich Motorrengeräusch, draußen fallen Schüsse. Wir hocken in Todesangst in dem Keller; aber es wird wieder ruhig. Wir warten noch einige Zeit, steigen dann wieder voller Angst aus dem Keller und kommen mit Lebensmitteln und zwei Flaschen Wasser, abgefüllt im Hof an der unbeschädigten Pumpe, zurück zu den Unsrigen. Wir stillen Durst und Hunger, aber dann bricht wieder die eiskalte Nacht herein. Erschöpft schlafe ich diesmal ein, werde nur einmal aufgeweckt durch Gewehrfeuer in der Ferne.

Als endlich der Morgen kommt, sagt mein Großvater wieder: „So kann es nicht weitergehen, los, komm, wir versuchen es noch einmal!“ Herr Keller hat aller Mut verlassen, und so gehe ich allein

**Vergeblicher Versuch der Rückkehr**

**Eine verzweifelte Situation**

**Der Krieg ist zuende!**

mit meinem Großvater wieder den Weg zurück. Wir kommen an die zerstörte Brücke, wieder ein Trupp Soldaten, die uns aber diesmal an sich herankommen lassen. Und dann geschieht etwas unglaubliches: Einer der jungen, kahlgeschorenen Soldaten stürzt auf meinen Großvater zu, nimmt ihn fest in den Arm und beginnt zu weinen. Ich stehe fassungslos vor der Szene, dann dreht Großvater seinen Kopf zu mir herum, auch er mit Tränen in den Augen, und sagt zur mir: „Es ist vorbei, der Krieg ist aus, wir können wieder zurück!“

Diesmal laufen wir noch schneller zurück, diesmal aber nicht vor Angst, sondern mit einem Gefühl ungeheurer Erleichterung. Schon von weitem schreit mein Großvater: „Kommt, der Krieg ist aus, wir können wieder nach Hause!“ Und so macht sich unser Trupp auf den Heimweg, selbst meiner gequälten Mutter geht es jetzt etwas besser, wir müssen sie noch stützen, aber sie kann schon wieder laufen. Unbehelligt kamen wir zurück zum Haus meiner Großeltern. In der ausgeplünderten Wohnung herrscht ein furchtbares Chaos, die Küche ist total zerstört, weil eine der Granaten auf der Fensterbank explodiert war. Es stinkt hier entsetzlich - meine Großmutter findet die Erklärung: Auf dem Küchenschrank hatte eine Flasche Lebertran gestanden (von dem ich jeden Tag trotz äußerstem Widerwillen einen Esslöffel voll schlucken musste - da kannte meine Großmutter in der Sorge um ihren Lieblingsenkel keine Gnade!), die Splitter und der Druck der Explosion hatten den Inhalt der Flasche über Wände und Decke versprüht, die einsetzende Hitze dieser Maitage tat ihr übriges

Beim Aufräumen habe ich im übrigen gesehen, wie meine standhafte Großmutter zum ersten Mal die Fassung verlor: Im Keller hatten Soldaten oder Plünderer (eine Erklärung dafür, warum uns die Rotarmisten aus der Stadt getrieben hatten, war, dass sie den befreiten Zwangsarbeitern das Feld für ihren Hass überlassen wollten), auf der Such nach Alkoholischem den Flaschen, in denen meine besorgte Großmutter den für mich eingekochten Himbeersaft aufbewahrte, den Hals abgeschlagen und wohl sehr enttäuscht deren Inhalt einfach ausgekippt. Und so lag die im Keller deponierte Bettwäsche übergossen mit Himbeersirup in der Kohlenkiste - wie gesagt: bei diesem Anblick verlor Großmutter zum ersten Mal die Fassung ...

Aber was besagte das alles angesichts der Tatsache, dass der Krieg vorbei war? Die geschilderte Szene an der Brücke ereignete sich am 8. Mai 1945, zehn Tage, vom 27. April bis zum 6. Mai hatten wir im Keller unter dem Beschuss der Roten Armee gelegen - und wir waren dennoch davon gekommen! Meine Tante mit ihrer Tochter

hatte sich kurz vor Beginn des Beschusses zu uns begeben, hatte also mit uns unbeschädigt diesen merkwürdigen Exodus überstanden; als wir in die Wohnung der Großeltern zurückkehrten, fanden wir an der Tür einen Zettel meines Onkel, auch der hatte mit Familie die Schrecken des Kriegsendes wohlbehalten überstanden.

Nach und nach sprach sich herum, wie die Soldaten der Roten Armee in anderen Stadtteilen gehaust hatten, insbesondere, wenn sie alkoholische Getränke fanden und sich sinnlos betranken (wobei eine ganze Reihe dieser Jungen sogar umgekommen sein soll, weil sie unterschiedslos auch Methylalkohol in sich hineinknieten!). Viele Frauen wurden in diesem Zustand von ihnen vergewaltigt - wir konnten also von Glück sagen, dass wir nicht auch noch diese Erfahrung machen müssen. Das Leben der ersten Nachkriegstage war natürlich nicht einfach - aber die Militärkommandatur der Roten Armee, das sei zu ihrer Ehre gesagt, tat alles, um wieder zivile Zustände herzustellen. Ihr vielleicht größtes Problem war, die eigenen Soldaten im Zaum zu halten.

Es kam immer noch zu Übergriffen. Einmal stehen plötzlich draußen zwei Rotarmisten vor dem Tor der Durchfahrt, offensichtlich betrunken, schreien: „Frau, Frau!“ und versuchen gewaltsam, das Tor zu öffnen. Alle Frauen im Haus flüchten auf den Dachboden, ich aber springe aus dem Fenster vom Erdgeschoss, verstauche mir dabei einen Fuß, renne trotzdem zur nahen Kommandatur, finde einen Offizier, der mich versteht und gleich mitkommt. Die Soldaten haben sich inzwischen davon getrollt, er aber, er spricht recht gut deutsch, erklärt uns, es sei den Soldaten strengsten verboten, in die Häuser einzudringen, sollte sich der Vorfall wiederholen, so sollten wir sogleich die Kommandatur benachrichtigen ...

Übergriffe

Ausgerechnet mein Großvater wurde Opfer eines anderen Übergriffs. Dass er seine Werkstatt verloren hatte, dass sein Vermögen im Tresor der brennenden Bank verschmort war, das alles hatte er noch den so sehr gehassten Nazis zuschreiben können. Nie aber sollte er den Vorfall verwinden, der sich an einem der ersten Sonntage nach dem Kriegsende ereignete. Er kehrte von der Messe zurück, die wegen der völligen Zerstörung der katholischen Kirche im Kreuzgang der benachbarten evangelischen St.Johanniskirche stattfand, dem einzigen Teil dieser Kirche, der Bomben und Granaten überstanden hatte. Zwei Rotarmisten versperrten ihm den Weg, einer knöpfte seinen Mantel auf und nahm ihm seine goldene Taschenuhr weg! Die Sache wurde nicht besser durch den Streit, der sich deswegen zwischen ihm und seiner Frau, meiner wohl realistischen Großmutter, entzündete: Sie hielt seinem Lamento eini-

germaßen kühl entgegen, er wäre selbst schuld daran, schließlich Wüste man doch, wir scharf die „Ruskies“ (bis an ihr Lebensende hat Großmutter immer dieses - wahrscheinlich - polnische Wort für die Rotarmisten verwendet) auf Uhren seien, und warum er die Uhr nicht zu Hause gelassen hätte? Bei allen pubertären Auseinandersetzungen, die ich mit ihm gehabt hatte, tat mir der alte Mann leid, der dem Ende der verhassten Nazis entgegengefielert hatte, und nun derart von den „Befreiern“ behandelt wurde ...

Im Vordergrund standen natürlich die neuen Alltagsprobleme, aber die Überlebenden dieser Katastrophe entwickelten eine erstaunliche Gabe der Improvisation. Mein Großvater nahm mich mit zu Bauern, die er von seiner Tätigkeit her kannte, für die er aus Lederabfällen Taschen hergestellt hat

Ernstfall davon tragen konnten. Wir erhielten von ihnen ein paar Pfund Weizen. Ein handwerklich begabter Bruder meiner Großmutter bastelte eine Handmühle, mit der wir das Getreide mahlen konnten, und meine Großmutter buk aus dem Schrot ein gar nicht so schlecht schmeckendes Brot. Alles was wir aus dem Lebensmittellager geplündert hatten, war uns wieder weggenommen worden - bis auf die eine Kiste mit Butterschmalz, mit der ich mich so abgeplagt hatte. Das war natürlich eine enorme Bereicherung unseres sehr dürftigen Küchenszettels. Von meinem Onkel erhielten wir - aus der Plünderung einer Keksfabrik! - einen Blecheimer, auf dessen Deckel „Kondensmilch“ stand. Der Inhalt: eingekochte und zudem stark gezuckerte Milch, eine dickflüssige, weißliche Masse. Meine Schwester, meine Cousine und ich durften uns darüber hermachen, wir hatten in den Kriegsjahren kaum Süßigkeiten bekommen. Ich weiß nicht, ob meine Großmutter realistisch in Rechnung stellte, dass wir binnen kurzem dieses schreckliche, klebrige, süße Zeug über haben würden - auf jeden war uns die Lust schon nach einem Tag gründlich vergangen ...

## Alltagsprobleme

Der Hunger dämpfte nicht die Abenteuerlust von uns Jungen - im Gegenteil Mein Cousin Helmut, zwei Jahre älter als ich, war noch kurz vor Kriegsende als Soldat eingezogen worden, konnte aber mit Erfolg desertieren, und wurde nun zum Anführer unserer kleinen „gang“, zu der ich als der Jüngste gehörte. Im verwüsteten Garten meines Onkels, vor den Toren der Stadt, entdeckten wir eine von deutschen Soldaten zurück gelassene Kiste mit Leuchspurmuniten, sowie - weiß der Himmel, wie die dahin gekommen waren - Filmrollen mit Wochenschau-Aufnahmen. Wir schleppten das Zeug die Ruine unserer Pfarrkirche, bohrten die Leuchspurpatronen unten auf, und zündeten sie Hilfe der Filmstreifen, die wir als Zündschnur benützten. Aus der Rückschau läuft mir noch ein kal-

## Jugendliche Abenteuerlust

ter Schauer über den Rücken - aber bei diesem unserem privaten Feuerwerk blieben wir wie durch ein Wunder unentdeckt von sowjetischen Soldaten! Es war eben ein jugendlicher Streich, Ausdruck für die neue „Freiheit“, die wir empfanden ...

Es gab jedoch ernsthaftere Probleme. Zur Ehre der sowjetischen Militärkommandatur muss gesagt werden, dass sie im Verein mit der neuen Stadtverwaltung sehr viel tat, um wieder einigermaßen erträgliche Verhältnisse für die Zivilbevölkerung zu schaffen. Der Arbeitseinsatz aller Männer zwischen 14 und 60 Jahren diente natürlich

auch den Interessen der Besatzungsmacht (das sollte ich noch am eigenen Leib erfahren). Auf jeden Fall musste man sich täglich bei einer Meldestelle einfinden, wo man einen Stempel erhielt; die lückenlose Sammlung dieser Stempel war Voraussetzung für den wöchentlichen Bezug der Lebensmittelkarten. Bei der Meldestelle wurde man dann zu Arbeitseinsätzen eingeteilt. Die Meldestelle nun befand sich im Hof der Wohnung von Helmut's Familie. Wir holten uns also den Stempel, machten uns dann aber auf Schleichwegen davon. Das ging eine Zeitlang gut, aber schließlich wurden wir erwischt und auf einen Lastwagen verfrachtet, der uns, weit vor den Toren der Stadt, zu einem ehemaligen Militärflugplatz brachte, wo wir Bombentrichter auf der Landebahn zuschütten und zustampfen mussten. An ein Entkommen war nicht zu denken, der Flugplatz wurde durch einen Ring von mit Maschinenpistole ausgerüsteten Rotarmisten bewacht. Mittags gab es nur eine dünne Wasserbrühe mit einengen Kohlblättern. Die Leute erzählten uns, dass sie schon eine Reihe von Tagen in den völlig verdreckten und verlausten Baracken hausten, ehemals die Unterkunft der Zwangsarbeiter. Dann aber näherte sich am Nachmittag ein Waldbrand dem Treibstofflager. Die sowjetischen Soldaten gingen recht sorglos mit ihren Lagerfeuern um, an denen sie mit Vorliebe ihr Fleisch brutzelten, überall gab es Waldbrände. Plötzlich wurden wir abkommandiert, um das sich nähernde Feuer zu löschen. So gelang es uns, durch die Flammen zu entkommen, am Abend waren wir wieder zu Hause!

Aber ich hatte genug von diesen „Abenteuern“ und bekam einen Platz bei einem städtischen Arbeitstrupp am Havel-Kanal. Gleich neben der Brücke, die von deutschen Soldaten im letzten Moment und getreu den Naziparolen von der „verbrannten Erde“ gesprengt worden war, sollte durch den Kanal ein Ersatzrohr für die mit der Brücke zerstörte Wasserversorgung der Stadt gelegt werden. Der leitende Ingenieur teilte mich, den Oberschüler, zum Bürodienst ein -

**Arbeitseinsatz**

**Arbeitsverpflichtet bei  
der Komune**

es war kein anstrengender Job, nunmehr musste ich meinerseits die Karten der hart Arbeitenden täglich abstempeln.

Aber ich geriet ich auch hier noch einmal in Lebensgefahr. Ich soll irgendwas zu den Arbeitern auf der anderen Seite des Kanals bringen; es gibt eine primitive Fähre, ein Kahn, der mit einem über den Kanal gespannten Drahtseil verbunden ist, man braucht nur gegen die Strömung zu steuern, um auf die andere Seite zu kommen. Als ich nach erfülltem Auftrag zurückwill, hat sich eine Horde von Kindern an dem Kahn versammelt (man vergisst, dass es unter den Zwangsarbeitern auch Familien gab mit Kindern, die jetzt ihrerseits die neue Freiheit herumstreunend genossen!). Es sind wohl polnische Kinder, die mich johlend zwingen, sie mit dem Kahn über den Kanal hin und her zu fahren. Schließlich gelingt es mir, bei einem Besatzungswechsel, mich allein vom Ufer abzustößen. Die enttäuschten Jugendlichen werfen mit Steinen nach mir, aber zum Glück werde ich nicht getroffen und auch der Kahn hält dem Bombardement stand. Ich habe noch einmal Todesangst; denn wenn der Kahn kentern würde, ich kann nicht schwimmen, dann wäre es wohl um mich geschienen gewesen ...

Anfang Juni, auf Betreiben der sowjetischen Militärkommandantur, beginnt wieder der Schulunterricht in der Stadt. Unser Gymnasium ist ja völlig zerstört, aber uns wird die sogenannte „Ritterakademie“ auf der Dominsel zugewiesen, früher einmal Internat für die Söhne der Gutsbesitzer aus der weiteren Umgebung, von den Kriegsergebnissen verschont geblieben.

Hier holt uns noch einmal der Schrecken der letzten Kriegstage ein, erschüttert registrieren wir, wie viele unserer Klassenkameraden noch beim „Volkssturm“ umgekommen sind. Der Unterricht ist bedrückend, das Fach „Russisch“ gehört jetzt zum Pflichtpensum, die Lehrerin ist eine blonde Polin, mit überquellenden Formen (im Gegensatz zu den anderen Lehrern in ihren schlotternde Anzügen und Kleidern), die uns in regelmäßigen Abständen als „Nazischweine“ beschimpft. Ein wenig Farbe bringt in diesen düsteren Neubeginn die Tatsache, dass auf einmal drei Mädchen in unserer Klasse sind. Sie wollen Medizin studieren (die Väter sind Ärzte) und brauchen dafür das „kleine Latinum“, das sie nur bei uns erwerben können. Sie bringen uns pubertierende Knaben ziemlich außer Rand und Band ...

Immer drängender wird die Frage, ob und wann wir wieder nach Hause zurückkehren können, und natürlich auch die Sorge, was aus unserem Vater geworden ist. Ich bin jetzt oft bei einer befreundeten Familie aus meiner Heimatstadt, die sich auch mit Rückkehrplänen

**Wir wollem nach  
Hause**

trägt. Ich studiere immer wieder die Fahrpläne am Bahnhof. Zu den Paradoxen dieser Zeit gehört, daß die Sowjets das zweite Gleis der Bahnlinie von Berlin nach Magdeburg abmontieren und als „Reparation“ in die Sowjetunion bringen, und gleichzeitig der Bahnverkehr, auf der nun eingleisigen Strecke, wieder in Gang gebracht wird. Ich dränge meine Mutter, uns auf den Weg zu machen - und anfangs Juli steigen wir in den Zug in Richtung Westen.

Wir begeben uns auf eine unglaubliche Odyssee, die uns schließlich, nach fast drei Monaten durch das 45er Deutschland, nach Haus bringen wird - Anfang Oktober 1945 sind wir tatsächlich wieder daheim. Schon unterwegs haben wir eine Postkarte von meinem Vater erhalten, auch er hat das Kriegsende wohlbehalten überlebt. Ich kann mich deutlich an meine Empfindungen erinnern: Es war wie ein Treppenwitz der Geschichte - unsere Heimatstadt war zu 85% zerstört, aber wir hätten uns alles, was wir beim Kriegsende durchgemacht hatten, ersparen können, wir hätten bloß ruhig in in unserem Wohnzimmer sitzen bleiben brauchen.

Aber jetzt ist alles vorbei. Ich habe zwar noch fast ein Jahr lang Alpträume, in denen die Sirenen heulen, Flugzeugmotoren bedrohlich brummen, Bomben und Granaten krachen, wir zitternd vor Kälte im Wald liegen - aber mein Blick geht in die Zukunft, trotz der schweren Zeiten, die jetzt im Nachkriegsdeutschland über uns hereinbrechen. Auf einen kurzen Nenner gebracht: Es ist immer dunkel, kalt und ich werde für Jahre niemals ohne Hunger im Bauch schlafen gehen - aber ich entdecke in dieser Zeit ganz neue geistige Horizonte. Zwei Wochen nach unserer Rückkehr beginnt auch in dem schwer lädierten Gymnasium meiner Heimatstadt die Schule wieder. Die französische Besatzungsmacht verordnet uns täglich zwei Stunden Französisch-Unterricht, die ich jedoch nicht als Last empfinde. Denn wir entdecken jetzt die französische Literatur, von André Gide bis Paul Claudel, und vor allem: den französischen Film. In dem einzigen Kino, das noch funktioniert, gibt es - neben dem Schund der Unterhaltungsfilm aus der Nazizeit - neorealistiche Filme aus der neueren französischen Produktion, zu unsere „Kultfilmen“ gehören bald „Les Enfants du Paradis“ mit dem großartigen Pantomimen Jean Barrault, und „Symphonie Pastorale“ mit der nicht weniger beeindruckenden Michele Morgan. Und schon 1946, als unsere Wohnung für Angehörige der Besatzungsmacht beschlagnahmt wird und wir für lange Zeit zu viert in einem einzigen Zimmer hausen müssen, habe ich einen französischen Freund, ich verkehre wie selbstverständlich in seiner Familie, der Varer, macht als Oberst der französischen Armee in Mayen Dienst

!

In unserer Klasse gibt es einen tiefen Spalt zwischen uns Schülern. Die älteren waren noch Soldat gewesen, zumindest sogenannte „Flakhelfer“, Sechszehnjährige, die 1944/45 klassenweise mit ihren Lehrern an die Flugabwehr-Geschütze abkommandiert wurden - wenn es ruhig blieb, hatten sie Unterricht, wenn die Bomberverbände anfliegen, mussten sie die Kanonen bedienen! Ich bedauere heute, dass wir Jüngeren so grausam waren, und diese nur wenig älteren glattweg auslachten, wenn sie immer wieder die seelischen Wunden leckten, die die Nazis verursacht hatten, und von ihrem missbrauchten Idealismus redeten. Wir verstanden eben nicht, dass wir noch zu klein gewesen waren, um den Einflüsterungen der Nazi-Ideologie zu erliegen. Wir fühlten uns zwar auch als Opfer, und es war gewiss keine kleine Sache, wenn man als Vierzehnjähriger im Luftschutzkeller unter einem „Bombenteppich“, wie man das euphemistisch nannte, Todesängste erlitten hatte. Aber ich war mir mit meinen gleichaltrigen Freunden darüber einig, dass wir das nicht etwa als „Heldentum“ empfunden hatten, vielleicht als „Abenteuer“, sondern sehr realistisch als völlig unsinnige Gefahr, die unserem jungen Leben gedroht hatte.

## Die Spuren des Desasters

Wir, die Jüngeren in der Klasse, gerieten schnell in einen heftigen Konflikt, ausgerechnet mit unserem Religionslehrer, einem jungen katholischen Geistlichen. Der war auch Kriegsheimkehrer, hatte aber offenbar in der Katastrophe seinen Glauben an quasi militärische Disziplin nicht verloren, und anstatt uns in den Lehren des Christentums zu unterrichten, versuchte er die Klasse vor allem zu drillen, er kommandierte uns herum, wir sollten jenes „Stillgestanden!“ praktizieren, das wir längst als obsolet empfanden. Wir leisteten Widerstand, widersetzten uns seinen „Befehlen“, es entwickelte sich ein regelrechter Machtkampf. Als wir, wie gesagt, unser Gymnasium war reichlich lädiert und da lag das entsprechende Material herum, nach einer Unterrichtsstunde ihn in dem Klassenzimmer einsperrten, indem wir von außen die Tür verbarrikierten, drehte er durch, brach zusammen - wir waren ihn los!

## Eine „skeptische Generation“?

Wir waren sicher keine einfache Generation - ein deutscher Soziologe verpasste uns das Etikett „die skeptische Generation. Ich habe das lange als Kompliment empfunden, heute bin ich eher geneigt, es als Wunder zu empfinden, dass all das Schlimme, das wir am Ende des Krieges durchgemacht haben, zumindest bei vielen von uns jüngeren, nicht Rache-Gelüste ausgelöst hat, sondern den entschiedenen Willen, dass sich niemals mehr das wiederholen dürfe, was damals geschehen ist!

*Der obige Text entstand als Grundlage für meinen Bericht gleichen Titels in der Buchhandlung „Alter Ego“, Vicenza, am 27. April 2005, exakt 60 Jahre nach dem Tag an dem die Panzer der Roten Armee an der Grenze der Stadt (Brandenburg an der Havel) angekommen waren, wo wir Zuflucht vor den Tieffliegerangriffen der Alliierten in unserer rheinischen Heimat gesucht hatten. Ich danke dem Deutsch-Italienischen Kulturzentrum in Vicenza für die Anregung, einem interessierten italienischen Publikum (in deutscher Sprache!) meine Erfahrungen mitzuteilen. Je länger ich am Text arbeitete, um so mehr wurde mir bewusst, dass ich nur sehr subjektiv berichten könne - gewissermaßen nur eine Fazette dessen, was Gleichaltrigen damals widerfahren ist, und dass ich dabei auch nicht ganz frei war von Verfälschungen, die sich in die Erinnerungen an diese schreckliche Zeit hinein-drängen. Ein Beispiel nur dafür: Ich habe mich immer wieder zwingen müssen, anstatt „die Russen“ zu schreiben: „Rotarmisten“ oder „sowjetische Soldaten“ - so stark war und ist immer noch der Einfluss der NS-Propaganda, die unentwegt von „russischen Untermenschen“ und „roten Horden“ sprach. Ich hoffe, ein einigermaßen differenziertes Bild wiedergegeben zu haben, dass denjenigen, die später geboren sind, nicht nur einen lebendigen Eindruck von „damals“ vermittelt, sondern sie auch motiviert, das Ihre zu tun, damit niemals wieder Menschen solchen Foltern ausgesetzt werden!*